

Barbara Tapasco

Die letzten Eschen

Copyright © 2022 Totechöpfl, Kyburg

ISBN 978-3-9525376-5-7

Umschlaggestaltung: Yves Müller, Verwendung einer Illustration von Ka L-O-K, kalok.ch und photographien von Yves Müller

Illustrationen: Totechöpfl

Autorinnenportrait: Yves Müller

Lektorat: Sarah Di Fabio, zeilensucht.de

Satz und Layout: Totechöpfl

Druck: WIRmachenDRUCK Schweiz GmbH

Vertrieb: Totechöpfl

Alle Rechte am abgedruckten Text liegen bei der Autorin und Totechöpfl, die Rechte an den Illustrationen bei Ka L-O-K und Totechöpfl.

Sämtliche Figuren sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit realen Personen sind zufällig und nicht beabsichtigt.

Kapitel 1

Noch nie hatte jemand die Seuche überlebt, die das Königreich bereits seit dreissig Jahren im Griff hielt. Nicht einmal König Jeris' Sohn, um den sich bis zu seinem Ende die besten Nemeton-Heiler gekümmert hatten. Für die Erkrankten gab es keine Hoffnung.

Wanere wusste das, als ihre Mutter ohnmächtig neben der Feuerstelle niedersank. Doch die grausame Unvermeidlichkeit drang nicht zu ihr durch.

„Bleib, wo du bist!“, befahl sie Malachias, ihrem Vater, der einen Augenblick später vom Stuhl am Esstisch aufgesprungen war, um seiner Frau zu Hilfe zu eilen. Der berechnende, kühle Teil in ihr hatte die Führung übernommen.

„Wacholderzweige! Geh und besorge Wacholderzweige.“ Ihr Vater rührte sich nicht. Er starrte sie entgeistert an, als wüsste er nicht, wovon sie sprach. „In der Akademie“, drängte sie. „Die Nemeton-Läden sind schon geschlossen.“ Bestimmt würde man in der Akademie für die Zweige noch mehr verlangen als in den Läden, doch das war jetzt unwichtig.

Ihr Vater schaute sie an, als würde er erst jetzt begreifen, wie es um seine Frau, Darinka, stand. Wanere sah, wie das Blut aus seinem Gesicht wich und sich seine Hand fester an die Stuhllehne klammerte.

„Nun geh schon!“, herrschte sie ihn an. Sie wollte nicht in diesem Ton mit ihrem Vater sprechen, doch er musste von hier verschwinden, und es wirkte. Nicht einmal den Mantel nahm er vom Haken, als er zur Tür hinaus in die Dunkelheit stürzte.

Wanere griff nach dem Becher mit Wasser auf dem Tisch und kniete sich neben ihre Mutter. Vorsichtig hob sie deren Kopf an, bettete ihn in ihren Schooss und hielt ihr den Becher an die Lippen. Das Wasser rann über ihr Kinn, doch dann kam sie zu sich und schluckte mühsam. Ihr Blick war verschwommen.

Sie liess sich von Wanere aufhelfen und in das kleine Schlafzimmer hinter der Feuerstelle führen. „Es tut mir so leid“, krächzte sie.

„Sag nichts. Schone deine Kräfte“, mahnte Wanere sanft. Doch die Kräfte zu schonen würde nichts bringen. Es gab nichts und niemanden, der ihrer Mutter noch zu helfen vermochte, und doch gaukelte Waneres Kopf ihr vor, dass die Dinge, die sie tat, von Bedeutung waren, dass sie die Situation unter Kontrolle hatte.

Sie half ihrer Mutter ins Bett zu steigen, zog ihr Wollsocken an, bedeckte sie mit beiden Decken und öffnete das Fenster, damit die frühherbstliche Luft ihre Lungen füllen konnte. Danach holte sie mehr Wasser und setzte sich neben dem Bett auf den Buchenholzschemel.

Die Seuche begann ganz harmlos mit Kopfschmerzen und einem leichten, jedoch steten Müdigkeitsgefühl, das sich allmählich in Erschöpfung verwandelte. Wer die grausame Wahrheit bis dahin verdrängt hatte, sah sich spätestens mit dem ersten Ohnmachtsanfall damit konfrontiert. Danach waren die meisten ans Bett gefesselt. Sie hatten nicht mehr die Kraft aufzustehen. Nicht einmal, um sich Wasser zu holen, welches ihren Durst nicht zu stillen vermochte. Die Haut trocknete aus. Die Nägel wurden brüchig. Das Herz raste. Die gierig eingesogene Luft, die nie ergiebig genug zu sein schien, rieb nach und nach die Kehle wund. Und wenn dann schliesslich die Haare büschelweise ausfielen, wusste man, dass der Tod vor der Türe stand.

Als Waneres Vater zurückkam, räucherte sie mit den Zweigen das ganze Haus, bevor sie ihn eintreten liess. Der Wacholder konnte die Seuche nicht besiegen, doch er konnte ihren Vater ein wenig schützen, sofern es nicht schon zu spät war. Sie selbst brauchte keinen Schutz. Mit achtzehn Jahren war man erfahrungsgemäss noch zu jung für die Seuche.

Wanere verbot ihm, das elterliche Schlafzimmer zu betreten, und wies ihn an, stattdessen in ihrem Bett zu schlafen. Mit leerem Blick trottete er nach oben. Er hatte die ganze Zeit kein Wort gesagt.

Sie selbst legte sich neben ihre Mutter. Ihr Herz raste, während sie deren Atemzügen lauschte. Es dauerte lange, bis sie in einen unruhigen Schlummer glitt.

Am nächsten Morgen wurde sie von einem Gestank geweckt. Es war der Geruch der Seuche. Wanere hatte ihn in den Strassen Korasis schon etliche Male unter dem würzigen Duft des Wacholderrauches wahrgenommen. Stets hatte sie die Luft angehalten und war schnell weitergelaufen. Jetzt drang der Gestank mit voller Wucht in ihre Nase, als wollte er sie ersticken. Und als wäre dieser erbarmungslose Geruch der Schlüssel zur Tür zwischen ihrem Verstand und ihren Emotionen, begann Wanere zu zittern. Sie wollte nicht länger das blasse Gesicht ihrer Mutter sehen, oder den Ausdruck auf dem Gesicht ihres Vaters, der schon am Abend zuvor das Unvermeidliche akzeptiert hatte: In ein paar Tagen würde Darinka Rubra tot sein.

Sie musste weg hier und es gab nur einen Ort, der ihr jetzt Zuflucht bieten konnte: Der Hügelwald.

Wanere rannte aus dem Haus, durch Schwarzdorf, über die Seilerbrücke, ein Stück weit dem Uferweg neben dem Grossee entlang, bis sie abbog und abseits des Weges den Hügel hinauf stolperte. Der Morgen dämmerte gerade erst, die Bäume

zeichneten sich noch als schwarze Schemen vor dunklem Hintergrund ab.

Keuchend und schluchzend erreichte Wanere die Kuppe. Unter einer Fichte brach sie zusammen und weinte wie noch nie in ihrem Leben.

Jeden Tag starben Menschen an der Seuche. Es war normal. Es gehörte dazu. Nur wenige Menschen in Korasi wurden alt und ihre Mutter war schon fast vierzig. Wanere hatte gewusst, dass dieser Tag kommen würde, dass die Zeit mit ihren Eltern ihr wie Wasser durch die Finger rann, doch sie hatte es verdrängt. Sie war noch nicht bereit dafür. Doch darum kümmerten sich die vernachlässigten Gedanken nicht und stürmten rücksichtslos auf sie ein.

Ihre Mutter würde sterben und ihr Vater bald auch. Danach würde sie alleine sein.

Alleine.

Wanere grub ihre Finger in den weichen, von Nadeln bedeckten Waldboden, presste sich zwischen die Wurzeln und weinte sich die Verzweiflung aus dem Herzen, bis nur noch Trauer zurückblieb.

Als sie wieder regelmässiger atmen konnte, setzte sie sich auf. Die Fichte beruhigte sie mit ihrem Duft. Wanere drückte ihre Wange trostsuchend an den Stamm. Die letzten Tränen flossen nun zwischen die Schuppen der rötlichen Borke. Sie teilte ihren Kummer mit der Fichte. So wie ihre Freundin Karya es sie gelehrt hatte, klärte sie ihren Geist und tastete damit nach der Fichte. Vom harzigen Duft umhüllt liess sie deren Kraft Zug um Zug in sich strömen.

Ihr Vater war vier Jahre jünger als ihre Mutter. *Er* war noch nicht verloren. *Ihn* konnte sie vielleicht noch einige Jahre bewahren. Sie musste ihn nur von ihrer Mutter fernhalten.

Dankend löste sie ihren Geist von der Fichte. Sie schob sich eine Strähne ihres dicken, braunen Haares hinter die Ohren und wischte sich die Tränen von den Wangen. Die Hände an ihrem knöchellangen, braunen Leinenrock abwischend, erhob sie sich und trottete Richtung Süden.

Da trug ihr der Wind einen anderen Geruch in die Nase: der Geruch der letzten Eschen. Das war der Grund, warum Wanere den Hügelwald mehr als alle anderen Wälder liebte. Wegen seiner Seltenheit war dieser eine Geruch in der Duftsuppe des Hügelwaldes selbst in dieser Entfernung leicht auszumachen.

Innerhalb weniger Jahre hatte eine Krankheit die Eschen im ganzen Königreich beinahe gänzlich dahingerafft. Nur die fünf Eschen am Rande des königlichen Anwesens hatte König Jeris bewahren können. Und nun hütete er diese wie seinen Augapfel. Tag und Nacht wurden sie bewacht und jeden Mittag verband sich der König mit den Eschen, um ihren Zustand zu prüfen und sie persönlich vor der Fäulnis zu schützen.

Wanere war mit dem Geruch der Eschen schon lange vertraut, doch heute erzählte er ihr eine völlig neue Geschichte.

Sie blieb stehen, wandte sich nach Nordosten, atmete tief ein und versuchte zu verstehen, warum ihr der Geruch anders vorkam, obwohl er sich nicht verändert hatte.

Sie ging dem Geruch einige Schritte entgegen. Atmete immer wieder tief ein und endlich verstand sie: Dieser Geruch war das Gegenstück zum Gestank der Seuche.

Beinahe ohne ihr Zutun trugen ihre Beine sie vorwärts. Sie wagte sich so weit vor wie noch nie zuvor.

Zwei der fünf letzten Eschen wuchsen am westlichen Ufer des Baches, der die Grenze zwischen dem Wald und dem Park hinter dem Seepalast bildete. Eine Wächterin und zwei Wächter sassen unter einer der Eschen. Ihre Gesichter hatten sie glücklicherwei-

se dem plätschernden Wasser zugewandt. Es war keinem Bürger erlaubt, sich in diesem Teil des Hügelwaldes aufzuhalten. Wanere huschte von Baumstamm zu Baumstamm und blieb dann unter einer manndicken Buche stehen. Noch näher traute sie sich nicht, aber vielleicht war es nahe genug, um sich zum ersten Mal in ihrem Leben mit einer der Eschen verbinden zu können. Nur schon der Gedanke daran, liess ihr Herz aufgeregter flattern. So brauchte sie einen Moment, bis sie sich auf ihre Atmung fokussieren konnte, um vom Duft getragen mit ihrem Geist nach der nächsten Esche zu tasten. Beinahe hätte sie laut nach Luft geschnappt. Es war ihr gelungen. Die Euphorie darüber mischte sich schon bald mit staunender Fassungslosigkeit.

Eschen wuchsen schnell und hoch hinaus. Ihr Holz war zäh und ihr Laub nährreich. Sie galten als Bäume der Jugend und der Kraft. Das war allgemein bekannt, doch diese Kraft nun selbst zu spüren, war etwas ganz anderes. Sie durchdrang Waneres Geist und ihren Körper bis in die Fingerspitzen. Tränen stiegen ihr in die Augen. Sie hatte noch nie eine vergleichbare Vitalität gespürt.

Und da wusste sie es: Die Esche konnte die Seuche besiegen, die vor nichts Halt machte ausser vor der Jugend, denn an jugendlicher Kraft fehlte es der Esche nicht. Am intensivsten war sie unter der Borke zu spüren, und dann in den Samen.

Wanere zog ihren Geist so abrupt zurück, dass ihr schwindlig wurde. Sie hielt sich an der glatten, grauen Borke fest und atmete ein paar Mal tief durch.

Es gab ein Heilmittel und sie hatte es soeben gefunden.

Sie musste das sofort dem König erzählen und war schon drauf und dran sich den Wachen zu erkennen zu geben. Sie sah sich vor den König treten und ihm das lang ersehnte Heilmittel präsentieren. Er würde sie mit seiner Dankbarkeit überhäufen.

Doch dieses Bild platzte wie eine Luftblase auf dem Wasser. Die Wärme in ihr verflüchtigte sich. Sie konnte unmöglich einfach so zu den Wächtern spazieren und diese darum bitten, sie zum König vorzulassen. Man würde sie wegen des Betretens des östlichen Teils des Hügelwaldes in den Kerker werfen. Wenn sie ihnen erklären würde, dass sie ein Heilmittel gegen die Seuche gefunden hatte, würde man sie für verrückt halten und wahrscheinlich noch länger wegsperren. Sie war bloss eine einfache Spitzenklöpplerin, keine Nemeton. Die Leute hatten es noch nie gut aufgenommen, wenn sie von Dingen erzählt hatte, die nur eine erfahrene Nemeton-Meisterin wissen konnte. Als Kind hatte sie dafür ein mitleidiges Lächeln geerntet; das Mädchen, das Lügengeschichten erfand, weil sein verzweifelter Wunsch an der Akademie das hoch angesehene Handwerk zu lernen, niemals in Erfüllung gehen würde. Später waren die Blicke zornig geworden. *Anmassend, unverschämt, verlogen.* So hatte man sie genannt. Und Wanere hatte gelernt, ihr Gespür für die Bäume für sich zu behalten, ebenso wie ihr aussergewöhnlicher Geruchssinn.

Wahrscheinlich würde ihr nicht einmal der König glauben, wenn sie denn auf herkömmliche Art eine Audienz bei ihm bekam, was Wochen dauern konnte. Dann würde es für ihre Mutter zu spät sein.

König Jeris. Er war der höchste Nemeton. Er war der Auserwählte, gesegnet von der Weisheit der Bäume. Niemand hatte eine tiefere Verbindung zu der Welt der Pflanzen als er. Schon gar nicht sie, die trotz aller Bemühungen wahrscheinlich sogar den Sprösslingen – den Lernenden des ersten Zyklus' der Nemeton-Ausbildung – nachstand.

Wanere klammerte sich an die Buche. Sie zitterte, überwältigt von den neuen Erfahrungen und Entdeckungen; verstört von

all den Gedanken, die auf sie einstürzten. Und den Zweifeln. Nervös strich sie sich mit der Zunge immer wieder über ihren schrägstehenden Schneidezahn.

Der König verband sich jeden Tag mit den Eschen. Es dürfte nicht möglich sein, dass sie das Heilmittel in ihnen gefunden hatte und er nicht.

War es, weil er in einer Welt voller Eschen aufgewachsen war, während sie selbst heute ebenjene zum ersten Mal gespürt hatte? War er deswegen blind für das Wesentliche?

War es vielleicht, weil er jedes Mal, wenn er sich mit den Eschen verband, sich nur auf deren Schutz konzentrierte und die jugendliche Kraft gar nicht mehr wahrnahm?

Hatte er sich vielleicht schon damit abgefunden, dass es kein Heilmittel gab, und sah deswegen nicht, was vor seiner Nase lag?

Die Menschen im Königreich Korasi lebten schon so lange im Schatten der Seuche. Sie hatten sich daran gewöhnt. Sie hatten akzeptiert, dass es keine Heilung gab. Aber Jeris war der König. Er durfte doch nicht aufgeben.

All diese Gedanken fühlten sich grundfalsch an, also verdrängte sie sie vorerst. Es gab jetzt wichtigere Dinge, über die sie nachdenken musste.

Angst kroch ihr durch die Adern und das nagende Gefühl, dass das Vorhaben zu gross für sie war. Sie ignorierte beides.

Den König zu bestehlen stand unter Todesstrafe, doch genau das würde sie tun. Darin bestand ihre letzte Hoffnung.